

(Nachdruck verboten.)

17] Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

In dieser Minute umwogte Boel ein Heuduft. Sie sah wie in einem Traum die grüne Wiese daheim, von Blumen wimmelnd, und sie hörte vor ihrem Ohr den Gesang der vielen, fröhlichen Stimmen, — den Gesang von Lust und Glück und der seligen Wonne des Glaubens.

Und in ihrer Bewußtlosigkeit schluchzte sie einen Augenblick wie ein Kind, dem man ein Unrecht getan hat.

Als sie erwachte, stand der Mann über sie gebeugt und fragte, ob ihr schlecht geworden sei.

„Sie sind am Ende nicht an so was gewöhnt?“

Boel schüttelte den Kopf.

„Ich wußte nicht, daß er tot war,“ flüsterte sie nach einer Weile.

„Ach so! Ja, für ihn ist es auch wohl ziemlich überraschend gekommen. Ich glaube, es war ein Blutgerinnsel. — Aber können Sie wohl aufstehen? Hier soll jemand herein.“

Zwei Männer kamen mit noch einer Bahre, die mit einem Laten bedeckt war, über den Hofplatz.

„Wer ist das?“ fragte der Mann, als sie vorüberkamen.

Es wurde eine Krankheit und eine Stubennummer genannt.

„Na, ist die gen Himmel gefahren!“ sagte er trocken und ging mit ihnen hinein.

Boel machte, daß sie fortkam.

Als sie aber zum Torweg hinaus war, überkam sie eine neue Angst. Wohin sollte sie gehen? — Sie wußte keinen Rat. Es fing schon an zu dunkeln. Auf der Straße umherzulaufen wie die letzte Nacht und angerebet und behandelt zu werden wie eine Dirne — nein, das wollte sie nicht. Dann lieber kopfüber ins Wasser.

Da fiel es ihr ein, daß sie in einer der kleinen Straßen draußen auf Christianshavn, durch die sie gekommen war, als sie nach der Prinzeßstraße suchte, ein Haus mit einem Schild gesehen hatte, worauf „Logierhaus“ stand. Da mußte sie wohnen können, bis sie eine Stelle gefunden hatte. Es war eine so stille Straße gewesen, und das Haus hatte so ärmlich ausgesehen, da würde man sie gewiß aufnehmen. Sie wollte nicht sagen, daß sie kein Geld hatte, aber am nächsten Tage wollte sie dann hingehen und etwas von ihren Kleidern verkaufen.

So schleppte sie sich denn wieder den langen Weg hinaus in das andere Ende der Stadt und fand auch schließlich die stille, schmale Straße wieder und das armselige Haus mit dem Schild über der Eingangstür. Es war Madam Jakobsens „Kleines Schifferhaus“.

Inzwischen war es finsterner Abend geworden. Drinnen in der Wirtschaft war die Lampe unter der Decke angezündet und beleuchtete vier, fünf Gestalten, die an den kleinen Tischen längst der rauchgeschwärzten Wände saßen und dösten. Es war Ole Nielsen, der Mann von den Dübpler Schanzen mit seinem Leierkasten; er war bereits ganz betrunken. Seine Blutunterlaufenen Augen schweiften suchend durch das Lokal wie um einen Gegner zu finden, den er mit seinem Kriegerblick vernichten könne. Ihm gegenüber saßen ein paar Häringshändler und sabbelten an ihrem Bier, während ein älterer, stark tätowierter und überhaupt seemännisch ausgestatteter Brahmführer von Resshalen in erhabener Seemannsmajestät, eine Schaapfeife im Munde, allein für sich da saß und sich ein Bild des Ozeans selber auf seinem Stuhle ausbreitete.

Neben dem Schenktisch im Hintergrunde saß Olinens „Freund“, noch bleicher, noch hochwangiger und vogelhalfiger als sonst und vollkommen unempfindlich für die Liebe, die Oline an ihn verschwendete. Aber mit Oline hatte es nun auch eine traurige Wendung genommen. Sie war ganz braunfleckig im Gesicht und hatte in der Mitte einen derartigen Umfang bekommen, daß sie dadurch durchaus die Aufmerksamkeit und das Nachdenken ihrer Umgebung heraus-

forderte, und dem die Stammgäste der Wirtschaft denn auch schon die Bezeichnung „die Drillinge“ gegeben hatten.

Madam Jakobsen saß, ihre frikadellenförmigen Hände im Schoße, da und schlummerte ein wenig, wie eine Madonna von der ewig brennenden kleinen Lampe über der Geldschublade beleuchtet. Plötzlich, bei dem Ton der Tür Glocke, hob sie die schlafbelasteten Augenlider.

Boels verfrorene Gestalt drängte sich zur Tür herein und blieb dort stehen, mit ein Paar hüßlosen Augen ängstlich um sich blickend.

„Was will das Mädchen?“ fragte Madam Jakobsen.

„Oline, frag' sie, was sie will.“

Oline stand auf und führte Boel hinter den Schenktisch, wo jetzt eine kurze Unterhaltung geführt wurde. Boel war so angegriffen, daß sie nur die zur Erklärung notwendigen Worte sammeln konnte, und Madam Jakobsen betrachtete sie deshalb anfänglich mit großem Mißtrauen, die Hände in die Seiten gestemmt, um ihre Urteilskraft zu stärken.

Schließlich steckte sie den einen Daumen hoch in die Luft und sagte:

„Oline! Bringe das Mädchen hinauf! Nummer drei steht leer.“

Als sie gegangen waren, rückte Olinens Freund näher an den Schenktisch heran, trank ein wenig aus seinem Glase und sagte:

„Was für ein Mädchen! — Das war wohl Ihre neue Kellnerin, Madam Jakobsen?“

„Was redet er da?“

„Ach mein' man,“ sagte er und schloß das eine glasartige Auge, während er mit dem anderen nach der Asche seiner Zigarre schielte: „Oline kann doch mit der Figur hier nicht mehr lange herumgehen, und da meint' ich —“

Madam Jakobsen sah ihn an. Sie sagte nichts, schien aber zu überlegen.

Jetzt ging die Türflinke wieder. Es war der alte Schuster Semberlin mit dem grauen Zylinder auf der von Stiefelwichse glänzenden Perücke. Seine kleine, behende Gestalt drehte sich an der Tür mit einem „Guten Abend“ rund herum, worauf er unter Ausführung der gewöhnlichen, umständlichen Zeremonien seinen Platz in der Osnecke einnahm.

„Einen mit Num!“ sang er halb und fing gleich an, sich hin und her zu wiegen, die Lippen vorgeschoben, die Hände zwischen die wipen Knie gesteckt.

Oline hatte Boel durch eine dunkle Stube in einen Hintergang geführt, von wo eine schmale, steile Treppe in das obere Stockwerk ging. Ganz oben hing eine Wandlampe und qualmte.

Auch hier war ein schmaler Gang, an dessen Ende wiederum eine kleine Wandlampe mit herabgeschobenerm Docht brannte. Hier öffnete Oline eine Tür zu einer Kammer mit einem Bett, einem Tisch und einem Stuhl. Die Tapete hing in Fetzen von der Wand herab, und die Bettlücken waren so schwarz wie das Handtuch eines Schmieds.

Nachdem sie ein Licht angezündet und ein Rouleau herabgelassen hatte, versuchte sie, eine Unterhaltung mit Boel anzuknüpfen; da diese aber ganz geistesabwesend war und nichts antwortete, als „Ja“ und „Nein“, entfernte sie sich mit einem Achselzucken.

„Ja, das Leben ist Dred!“ sagte sie nur, indem sie die Tür hinter sich zuwarf.

Unten in der Wirtschaft war inzwischen eine neue Persönlichkeit hinter dem Schenktisch aufgetaucht. Das war Madam Jakobsens nächtliche Gehülfin, eine winzig kleine, eingeschrumpfte Frau. Sie war zur Klüchentür hereingekommen und begrüßte Madam Jakobsen mit großer Unterwürfigkeit. Während sie ihre Kapuze und ein altes Umschlagetuch abnahm und beides an einen Nagel bei der Tür aufhängte, redete sie von dem schrecklichen Wetter und hauchte auf ihre kleinen, sämmtigen Finger.

Madam Jakobsen schenkte ein Glas Brantwein ein und gab ihr mit einer Handbewegung zu verstehen, daß sie es heruntergießen könne.

„Gott lohn's Ihnen!“ sagte die Alte mit Inbrunst.

„Nummer drei ist besetzt, — daß Sie das nicht vergessen,“ sagte Madam Jakobsen. „Es ist ein Mädchen vom Lande; sie kam vorhin.“

„Sm!“

„Ist da sonst jemand?“

„Nein, noch nicht. — Aber jetzt können Sie einen Augenblick hier unten bleiben. Hierßen da hinten hat sieben Schnaps und ein kleines Glas Bier, nichts davon ist bezahlt.“

Madam Jakobsen schloß die Geldschublade ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und watschelte hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Wolf im Schafspelz.

Eine Erinnerung von Heinrich Scheu.

Der Zug hielt vor dem Stationshause. Da standen sie, wie verabredet, auf dem Bahnsteig, die Taschentücher als Erkennungszeichen in der Hand. Ach, ich hätte sie in ihren ärmlichen Sonntagskleidern, die Gesichter von freudiger Erwartung belebt, auch ohne ein Abzeichen erkannt. Sie waren in Erscheinung und Haltung nicht mit einer abseits stehenden Gruppe von Bürgern zu verwechseln, die mit hinaufgezogenen Brauen und sonstigen Zeichen gelinden Entsetzens zusahen, wie ich aus dem Wagen sprang, um meine Parteifreunde zu begrüßen.

Im Städtchen, das wir auf dem Wege zum Versammlungsorte zu passieren hatten, machte sich eine ähnliche Erregung über meine Ankunft offenbar, wie auf dem Bahnhofe. Die Leute in den Straßen blieben stehen, blickten mit sorgenvoller Stirn dem „Agitator“ nach und zeigten mit Fingern nach mir; neugierige und entsetzte Gesichter erschienen an den geöffneten Fenstern.

„Was ist denn los, Müller?“ fragte ich den Führer der Genossen, die mir das Geleit gaben. „Hat man hier noch keinen Sozialisten gesehen?“

„O, doch,“ erwiderte der, „aber wissen Sie, die Stadtverordneten haben gestern beschlossen, Sie nicht reden zu lassen, sondern Sie auszuweisen. Das hat die Bevölkerung natürlich aufgeregt.“

„Na,“ sagte ich, „das wird ja lustig. Ich weiß zwar nicht, warum man so kurzen Prozeß mit mir machen will, aber die Stadtverordneten werden es schon wissen. Man agitiert wieder mal für uns.“

Am Versammlungsplatz, einem großen Garten an der Stadtgrenze, waren schon viele Teilnehmer versammelt, die ein wenig erregt, aber äußerlich ruhig der kommenden Dinge harrierten, als wir dort eintrafen. Sie standen in einem Haufen um die Tribüne geschart und machten mich nach der ersten Begrüßung mit beredten Worten und im Flüsterne auf eine kleine, aber schöne Gruppe aufmerksam, die bescheiden in einem Winkel des Gartens Posto gefaßt hatte.

Nichtig, dort stand er, der Hüter des Gesetzes, ein Polizeiwachtmeister in vollem Wachs, groß, dick, glänzend, mit gewaltigem Schnauzbart, links und rechts wie zur Folie des prächtigen Bildes von zwei schabigen Gesellen in Zivil flankiert, mit Gesichtern, so erbärmlich, wie ihr spiegelndes Handwerk.

Das ist alles für dich, sagte ich mir mit großer Genugtuung. Der Wachtmeister ließ mir aber keine Zeit, das erhebende Gefühl ganz auszuatmen. Er schritt majestätisch über die Wiese auf mich zu und lud mich mit echt sächsischer Höflichkeit ein, ihm auf das Rathaus zu folgen, wo der Bürgermeister mich zu sprechen wünsche.

Ich fragte: „Warum?“ Aber der gute Mann wollte es nicht wissen. Die Versammlung, die mir in corpore feierliches Geleit auf das Rathaus geben wollte, bat ich entschieden, auf dem Platze zu bleiben und ruhig meine Rückkunft abzuwarten. Nur Müller ließ ich mit mir kommen, als Zeugen und — im schlimmsten Falle — als Boten meines Schicksals.

So ging's nun wieder durch das Städtchen, zu meiner Linken den Wachtmeister, rechts den treuen Genossen und hinter uns, in einiger Entfernung, die zwei Ehrenmänner in Zivil. Abermals liefen die Bürger an die Fenster, blieben in Gruppen auf den Straßen stehen und zeigten mit ihren Kindern. Sie atmeten erleichtert auf. Wenigstens las ich in allen Gesichtern Schadenfreude und Genugtuung darüber, daß das geplante Verbrechen im Keime erstickt worden, und der Uebelthäter dem Arme der Gerechtigkeit verfallen war. Der Wachtmeister neben mir schien auf seinem Triumphzuge in Länge und Breite zu wachsen.

Endlich kamen wir ans Rathaus, wo ich vom Bürgermeister, einem elegant gekleideten Herrn in mittleren Jahren, empfangen wurde. In dünnen Worten teilte er mir mit, daß er vom Kollegium der Stadtverordneten den Auftrag habe, mich zu greifen und über die Grenze zu bringen. Ich sei durch Beschluß — ich weiß nicht mehr, welcher Behörde — im Jahre 1872 „aus den sächsischen Landen“ ausgewiesen worden und mein Erscheinen bedeute eine verbotene Rückkehr.

Nun hatte ich meines Wissens noch keine Ausweisung aus Sachsen erlebt und war immer der Meinung gewesen, dazu gehörten zwei. Aber ich erinnerte mich, im genannten Jahre ein harmloses Renfonter mit der Dresdener Polizei gehabt zu haben. Ich lebte damals für kurze Zeit still und harmlos in Löbtau meinem Berufe, als eines Tages ein uniformierter Wirtensch auf dem Bauernhofe erschien, in dem ich wohnte, um mich aus meinem Frieden zu reißen und vor das Polizeigericht Dresdens zu führen, allwo ein neurastrichener Jüngling mit trüben Augen, niedriger Stirn und

aristokratischem Namen einen schwächlichen Versuch machte, mich „auszuweisen“. Da aber absolut nichts gegen mich vorlag als ein Empfehlungsschreiben meiner vaterländischen Polizei und ich mich energisch zur Wehr setzte, mußte er von seinem Versuch abstecken, entließ mich jedoch mit der tröstlichen Versicherung, man werde schon eine Handhabe gegen mich finden. Und da ich nach meinen Erfahrungen keinen Augenblick daran zweifelte, daß man mit einigem guten Willen, der ja den Leuten nicht fehlte, eine solche finden würde, schüttelte ich einige Wochen nach dem Vorfall — etwas früher, als ich beabsichtigt hatte — den Staub Sachsens von den Füßen. Die dummen Nürnberger hängen keinen, den sie nicht haben; die hellen Sachsen dagegen haben das Kunststück zuwege gebracht, mich hinauszuerwerfen, als ich längst nimmer bei ihnen war.

Ich erklärte die Sachlage dem Bürgermeister und protestierte dagegen, daß man mich von der Ausweisung nicht benachrichtigt hatte, was leicht gewesen wäre, weil die Polizei ja gewöhnlich wisse, wo sich unserreimer aufhalte. Das heiße ja geradezu, einen in die Falle locken, erklärte ich entrüstet.

Der Bürgermeister bedauerte unendlich, gab auch bedingt zu, daß das Vorgehen gegen mich nicht ganz korrekt sei, allein das gehe ihn im Grunde nichts an; er habe Befehl, mich auszuweisen und werde mich als Oesterreicher an die böhmische Grenze bringen lassen.

Bis hierher hatte die Geschichte ihre amüsanten Seiten. Jetzt wurde ich warm. Das sei ja eine verkappte Auslieferung, behauptete ich, und eine Schande für das Kulturland Sachsen.

„Nichts weniger als das!“ beteuerte der Bürgermeister. Es denke niemand an eine Auslieferung, am allerwenigsten er.

„Liegt denn etwas gegen Sie vor in Oesterreich?“ fragte er teilnehmend.

„Was weiß ich!“ antwortete ich wütend. „Gegen einen ordentlichen Menschen liegt immer etwas vor. Und je weniger vorliegt, um so länger behalten sie einen in Untersuchung, weil sie durchaus etwas finden wollen!“ Ich unterdrückte nur mit Mühe die patriotischen Gefühle, welche in diesem Augenblicke in mir wach wurden. „Ich wohne in London,“ protestierte ich, „habe dort mein Geschäft und nichts in Oesterreich zu suchen!“

Der Bürgermeister wurde nachdenklich; endlich sagte er: „Es ist am Ende gleich, an welche Grenze ich Sie bringen lasse. Ich habe darin keine Vorschrist. Nur abschieben muß ich Sie. Ich werde Sie also nach Halle bringen.“

Aber auch Halle paßte mir nicht — aus verschiedenen Gründen. Dagegen schlug ich Korbetha als Endstation vor, wegen der Nähe Höjens, wo liebe Freunde weilten, denen ich einen Besuch zugesagt hatte. Und bei Korbetha blieb es.

„Das wäre in Ordnung, nun kommt aber eine unangenehme Geschichte,“ sagte darauf der Bürgermeister etwas verlegen, indem er seine goldene Uhr aus der Tasche seiner perlgrauen Biquetweste zog. „Ihr Zug geht um 6,10 Uhr, also erst in zwei Stunden. Ritterweise muß ich Sie hier im Hause behalten.“

„Warum nicht gar; ich laufe Ihnen doch nicht davon! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich mich zur rechten Zeit auf dem Bahnhofe einfinden werde.“ — Es war nicht bloß Sonntag, sondern auch ein prächtiger Sonnentag. Der Gedanke an einen mehrstündigen Arrest hatte nichts Erhebendes.

„Es geht nicht anders,“ versicherte der Bürgermeister. „Und dann“ — sekte er entschuldigend hinzu — „die ganze Stadt beobachtet uns.“

Dagegen war freilich nichts zu sagen. „Ich wüßte schon etwas,“ fuhr er fort, als er meine gelinde Verzweiflung sah, „aber — ja — sehen Sie — wenn sich Ihre Leute verpflichten würden, keine Demonstration zu machen, dann könnten wir ja miteinander im Freien spazieren gehen.“

Das war ein Vorschlag, der sich hören ließ! Genosse Müller wurde aus dem Vorzimmer hereingerufen, um die Bedingung meiner Freilassung entgegenzunehmen. Da er nicht wußte, von welcher Seite der Wind wehte, stellte er sich einfältig und meinte, er könne keine so große Verantwortung übernehmen; als ich ihm aber sagte, daß ich es wünsche, weil ich sonst ein paar Stunden in Haft bleiben müsse, war er Feuer und Flamme und hätte seinen Kopf für die Ruhe des Städtchens, ja ich glaube, des ganzen Königreichs Sachsen eingesetzt.

Der Wachtmeister wurde gerufen, vom Stande der Dinge unterrichtet und beauftragt, zur rechten Zeit am Bahnhofe zu sein, und zwar in Zivil.

„Sie sehen,“ sagte der Bürgermeister selbstzufrieden, als er seinen neuen, weißen Zylinderhut vom Nagel nahm und sich mit mir zum Gehen anschickte, „daß ich Ihnen alles Unangenehme ersparen will.“

Durch einige menschenleere Straßen kamen wir bald aus der Stadt ins Freie. Mein Begleiter führte mich auf einsamen Wegen zwischen wogenden Saatfeldern und grünen Wiesen in einem Bogen um die Stadt herum. Ueber uns blaute der Himmel und trillerten die Lerchen. Ich fand, daß meine Unfreiheit nicht nur ganz erträglich war, sondern auch einen eigenen Reiz hatte. Ich war ja manches Mal in den Händen der heiligen Hermandad gewesen, aber eine derartige Behandlung hatte ich noch nie erfahren. Es war mir gar nicht mährerhaft zu Mute. Nicht einmal langweilig war mir die Geschichte, denn mein Wärter ertwie sich als ein gebildeter und — für einen Bürgermeister — aufgeklärter Mann. Wir sprachen über Gott und die Welt, die Arbeiterbewegung natürlich inbegriffen,

über die er sehr gut unterrichtet war. Als er mein Erstaunen darüber merkte, blieb er plötzlich stehen und fragte:

„Kennen Sie mich?“

„Ich habe erst seit einer Stunde das Vergnügen —“

„Ich meine, haben Sie nichts von mir gehört?“

„Nicht daß ich wüßte —“

„Dann muß ich mich wohl vorstellen. Mein Name ist Wolf — Wolf von Meerane — der berühmte Wolf von Meerane!“

Ich war wie verdonnert. Das war Wolf von Meerane, der Gesellschaftsrektor, der Sozialistenführer, von dessen Geldstaten der „Volksstaat“ beständig berichtete? Gleichnerisch lächelnd stand er vor mir im lichten Sonnenschein, der seinen weißen Zylinder erstrahlen machte.

„Ich bin nicht so schrecklich,“ erklärte er, als wir uns wieder in Bewegung setzten, „wie mich Ihre Parteigenossen hinstellen — Sie werden das bemerkt haben — aber ich mache eben einen Unterschied, einen großen Unterschied! Ich glaube, ich behandle jeden, wie er es verdient.“ Und nun begann er zu klagen, mit welchen Menschen er es oft zu tun habe und was sie ihm alles zu Leide getan hätten — es war schänderös!

Ein Opfer seiner Pflicht, sagte ich mir, oder — ein Dichter.

Wir hatten uns wieder der Stadt genähert und waren nicht weit vom Bahnhof entfernt, als mein Begleiter einen brillanten Einfall hatte.

„Es ist schrecklich heiß,“ sagte er, indem er mit dem Taschentuch den Schweiß aus seinem Zylinder wischte. „Wie wär's, wenn wir ein Glas Bier trinken würden?“

Der Antrag wurde von mir mit Affirmation zum Beschluß erhoben, und wir lenkten unsere Schritte gegen eine Gartenwirtschaft bei der Station, in der wir, wie mir Wolf versicherte, völlig ungestört wären.

„Die Wirtschaft ist um diese Zeit wenig besucht,“ beruhigte er sich selber, „und dann ist ja die halbe Stadt in Ihrer Versammlung. Hier können wir auch am besten den Abgang des Tages erwarten.“

Der Gedanke an unsere Versammlung, das war der einzige Tropfen Verwundt, der in mein Glas Waldschlößchen fiel, als wir im schattigen Garten saßen, um uns an Speise und Trank gütlich zu tun. Sonst war alles so schön, wie man es auf dem Schub nur haben kann. Der Bürgermeister hatte mit dem weißen Zylinder den letzten Rest seiner amtlichen Würde abgelegt, mit der Weste mir gegenüber auch seine Seele aufgetan und war überhaupt so nett und menschlich geworden, daß es mich mächtig fesselte, mit ihm auf die jüdische Polizei anzustehen. Aber — ich tat es nicht. Nachdem der Mann glühende Kohlen auf mein Haupt gesammelt hatte, wäre es schwarzes Unrecht gewesen, ihn durch allzu große Vertraulichkeit zu kompromittieren. Und das hätte ich damit getan, denn — wie ich von meinem Platte aus sehen konnte — hatten wir bereits unser Publikum. Gäste war zwar keine da, aber der Stellner hatte den Bier gerufen und der wieder sein besseres Ich herbeigewinkt, das Schauspiel zu genießen. Dort standen sie hinter den Fliederbüschen und sahen mit offenen Mäulern zu wie wir — der Bürgermeister und der rote Wähler — in Frieden und Freundschaft auf unseren Emmentaler einhieben. Als wir dann gesättigt waren und das zweite Töpfchen vor uns stand, da sollte die wahre Gemütslichkeit erst ihren Anfang nehmen. Der Bürgermeister hatte sich eine Zigarre angezündet, die Weine von sich gestreckt und war eben im Begriff, mir auseinanderzusetzen, wie weit er für eine Arbeiterschutzgesetzgebung — damals eine noch viel umstrittene Sache — zu haben sei, als plötzlich ein Wollenschatten sein heiteres Antlitz verfinsterte. Er hielt inne. Was war das? Draußen erklangen wirre Stimmen und Fußtritte, wie von einer nahenden Menschenmenge. Der Bürgermeister setzte sich ahnungsvoll in Kostur, insofern seine Weste zu und — da waren sie auch schon in der Gartentür! Das war offenbar die ganze Volksversammlung, die, nach glücklich erledigter Tagesordnung, da hereinströmte. Voran die Arbeiter, die in strahlender Heiterkeit ohne weiteres auf uns zusteuernten, dem „Herrn Bürgermeister“ und mir freundlichen „Guten Abend“ wünschten und sich neben uns an den großen Tisch setzten. Mein lebenswünder Wärtler warf rasch einen ängstlichen Blick in die Runde, als er aber sah, daß kein Entrinnen möglich war, machte er gute, das heißt sauerfüße Miene zum bösen Spiel, dankte den Leuten und schied sich mit Würde ins Unvermeidliche. Der Zug der Ankommenden wollte schier kein Ende nehmen. Als unser Tisch besetzt war, brachen die Arbeiter Stühle und Bänke herbei und setzten sich in mehreren Kreisen um uns herum, so daß wir schließlich in einer großen Menschenmenge, die den ganzen Garten füllte, fest eingekesselt saßen, aller Augen auf uns gerichtet. In unserer nächsten Nähe saßen die Arbeiter, denen die Gesichter offenbar eine riesige Freude machte, weiter hinter standen mit besorgten und gespannter Gesichtern die „höheren Stände“. Im hintersten Winkel des Gartens, mit seinem Schnauzbart die ganze Versammlung gewaltig überragend, sah man den Wachtmeister in Zivil, ein kleines Süttchen kokett über dem linken Ohr und eine schwere vergoldete Kette über der blaugewipften Weste baumelnd, die sein Bäuchlein umschloß.

Was nun? Die Arbeiter, die untereinander tuschelten und heimlich lädelten, machten sich ohne Federlesen zu Herren der Situation. Für sie begann jetzt die eigentliche Volksversammlung. Der Bürgermeister martierte ungewollt den Vorstehenden, ich war der gegebene Referent. Und wenn ich nicht über den Gotthard Kongress sprechen durfte, wie es auf der Tagesordnung ge-

standen, so gab es doch genügend andere Themata, die man behandeln konnte! Ein wißbegieriger Arbeiter mit einem pfißigen Vogelgesicht, der an unserem Tische saß, eröffnete die Verhandlungen mit der Anfrage an mich, wie es mit dem Kohlenräuberstreif in Süd-Wales stehe. Da ich aus England komme, werde ich wohl etwas davon wissen.

Unser unfreiwilliger Vorsitzender hustete sehr ausdrucksvoll, aber ich verstand ihn nicht und begann mein Referat, das ich sozusagen ratenweise hielt. Als ich die erste Frage beantwortet hatte, wurde mir eine zweite und dritte aus der Menge gestellt und so weiter, bis ich die Löhne, die Arbeitszeit, die Organisation der Arbeiter und die Aussichten des Lohnkampfes, kurz den ganzen Gegenstand gründlich behandelt hatte. Ein alter Zigarrenarbeiter, dem der Schelm im Nacken saß, erzielte einen Heiterkeitserfolg durch die Erklärung, daß ihm die „gleitende Lohnskala“ (sliding scale), die in England der Brauch ist und von der ich auch gesprochen hatte, gar nicht gefalle. Da mühten die Löhne ja immer kleiner werden, denn h i n a u f rutschen oder -gleiten könne doch nichts in der Welt.

Alles zusammengenommen war es eine gute originelle Versammlung, ausgezeichnet auch durch die gespannte Aufmerksamkeit der bürgerlichen Teilnehmer, die noch immer auf ihren Putsch warteten. Der Vorsitzende sah auf glühenden Kohlen — es ist wahr — aber das gab ja dem Ganzen den Reiz. Endlich säugte dem Armen die Erlösungshunde. Der Zug sollte in einigen Minuten eintreffen. Die ganze Menschenmasse brach deshalb nach dem Stationshause auf. Neben mir ging — immer noch sichtlich besorgt um den Ausgang der Geschichte — der Bürgermeister, um mich herum drängten sich die Genossen, welche mir zuraunten, daß außer dem Wachtmeister noch zwei Zahnder bis nach — sagen wir Scheidewitz — wo die Bahn in die Hauptlinie einmündet, mit mir gehen sollten.

Aus der Menge erschollen Aufe: „Alle mit — wir fahren alle mit!“

„Das geht nicht, nein, nein!“ erklärte mir nervös der Bürgermeister. „Ihre Leute haben sich bis jetzt sehr gut benommen, aber — nein, nein — das geht nicht. Witte, dulden Sie es nicht.“

Es erbarmte mich des Mannes, und ich antwortete ihm: „Herr Bürgermeister, Sie geben mir drei Mann mit bis nach Scheidewitz; ich nehme auch drei mit, das ist nur billig.“ Und ohne auf den Einwand Wolfs zu achten, sagte ich zu Müller, der neben mir ging: „Sie und noch zwei andere, sonst soll niemand mit.“ Die Menge strömte auf den Bahnsteig, der Zug hielt, und ich stieg mit den drei Polizisten und den drei Genossen in ein Coupé, das man uns in zuvorkommender Weise festgehalten hatte. Die Arbeiter schwenkten ihre Hüte und Mützen, und fort ging's — wahrscheinlich geschwinder als gewöhnlich —, so daß mir die beabsichtigte Abschiedsrede an die Arbeiter, unseren Vorstehenden und eine ehrsame Bürgererschaft kurzerhand abgeschnitten wurde.

Als ich mich einen Augenblick danach zum Wagenfenster hinauslehnte, sah ich in der dunklen bewegten Masse vor dem Stationshause einen weißen Flecken. Es war der von der Abendsonne beleuchtete Zylinder des Wolfs von Meerane. —

Kleines feuilleton.

t. Goethe und die Luftschiffahrt. Vor hundert Jahren hatte man zwar noch nicht den Ehrgeiz zur Erfindung eines lenkbaren Luftschiffes. Die Sehnsucht nach einer Betätigung auf diesem Gebiete der Luftschiffahrt hatte aber schon am Ende des 18. Jahrhunderts viele der besten Geister zu beschäftigen begonnen. Feldhaus erinnert in den „Flussirierten Aeronautischen Mitteilungen“ an die Tatsache, daß auch Goethe nicht nur passiv an diesem Interesse teilgenommen, sondern sogar geglaubt hat, selbst der Entdeckung des Luftballons nahe gewesen zu sein. Die wichtigste Quelle dafür ist eine handschriftliche Aufzeichnung Goethes aus dem Jahre 1821, worin er den Entwurf zu einem größeren Aufsatz über den naturwissenschaftlichen Entwicklungsgang gegeben hat. Er spricht dort besonders von dem Glück, die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durchlebt zu haben und zählt an wichtigen Entdeckungen dieser Zeit, an denen er besonderen Anteil genommen habe, die Geschichte der Elektrizität, der Optik, der Alchemie, der Chemie und des Galvanismus auf. In der Begründung seines Urteils sagt er wörtlich: „Großer Vorteil, gleichzeitig mit großen Entdeckungen gewesen zu sein. Man sieht sie an als Brüder, Schwestern, Verwandte. Ja insofern man selbst mitwirkt, als Töchter und Söhne.“ Daß Goethe unter den Wissenszweigen, die ihn während jener Zeit durch Entdeckungen besonders gefesselt hätten, auch die Alchemie nennt, berührt uns heute freilich recht sonderbar. Dann folgt weiter die Notiz: „Die Luftballone werden entdeckt. Wie nach ich dieser Entdeckung gewesen. Einiger Verdruß es nicht selbst entdeckt zu haben. Baldige Tröstung.“ Eine Erklärung für diese wenig mehr als ein Jahrzehnt vor seinem Tode geschriebenen Worte liefern einige Briefstellen aus früherer Zeit. So schreibt er Ende 1783 an Knebel folgendes: „Buchholz (ein Arzt und Besitzer der Hospitalkirche in Weimar) peinigt vergebens die Lüffte, die Kugeln wollen nicht steigen. Eine hat sich einmal gleichsam bis an die Decke gehoben und nun nicht wieder. Ich habe nun selbst in meinem Herzen beschlossen, stille anzugehen, und hoffe auf die Montgolfiers Art, eine ungeheure Kugel zuerst in die Luft zu jagen.“ Um dieselbe Zeit

schreibt er an Davater: „Ergöhen Dich nicht auch die Luftfahrer? Ich mag den Menschen gar zu gerne so etwas gönnen. Beyden, den Erfindern und den Zuschauern.“ Noch im folgenden Jahre 1784 muß sich Goethe dauernd mit dem Gedanken an aeronautische Experimente beschäftigt haben. Zunächst schreibt er einmal an Frau v. Stein: „Ich hoffe Du bleibst meinem Garten und mir getreu. Vielleicht versuchen wir den kleinen Ballon mit einer Feuer-Probe. Sage aber niemanden etwas damit es nicht zu weit herumgreife.“ Goethe muß demnach also wohl eine wirkliche Erfindung zu machen gehofft haben, deren Priorität er sich nicht wollte nehmen lassen. In einem anderen Brief an Frau v. Stein vergleicht er den Bisiz Voltaires mit einem „Luftballon, der sich durch eine eigene Luftart über alles wegschwingt.“ Einen genaueren Bericht erstattet er an den bekannten Anatomen v. Sömmering: „In Weimar haben wir einen Ballon auf Montgolfierische Art steigen lassen, 42 Fuß hoch und 20 im größten Durchschnitt. Es ist ein schöner Anblick, nur hält sich der Körper nicht lange in der Luft, weil wir nicht wagen wollen, ihm Feuer mit zugeben. Das erste Mal legte er eine Viertelstunde Wegs in ungefähr 4 Minuten zurück, das zweite Mal blieb er nicht so lange. Er wird ehestens hier steigen.“ Ferner hat Goethe in seiner Farbenlehre einige Anmerkungen über Luftballon und Luftfahrer gemacht, die zwischen 1795 und 1806 entstanden sind. Hierher gehört auch noch die Erwähnung im ersten Teil des Faust: „Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde, hebt uns behend von dieser Erde. Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf.“ Der Mantel des Mephistopheles, der dabei mitwirkt, findet sich übrigens schon in der Historia von D. Johann Faust aus dem Jahr 1587, wo Faust drei Studenten auf seinem Mantel durch die Luft von Wittenberg nach München bringt. —

Theater.

Kleines Theater. „Man kann nie wissen.“ Komödie in 4 Akten von Bernard Shaw. Mit der reizenden „Helden“-Komödie Shaws, die aus den Vorstellungen im Verein der Freien Volkshöhne und in Lindaus Deutschem Theater weiteren Kreisen bekannt ist, kann dies Lustspiel bei allem Reichtum schillernden Geistes sich jedenfalls nicht messen. So frei Shaw in jenem Stücke seiner ausgelassenen Laune die Zügel schießen läßt, unbekümmert um enge Wahrscheinlichkeitsbedenken, gibt es dort dennoch einen durch allen bunten Szenenwechsel klar hindurch scheinenden zentralen Punkt, um den herum der Wit sich gleichsam kristallisiert. Das Ganze ist die amüsanteste Parodie auf den romantisch schwärmenden Heroenkult, die je geschrieben wurde. Und wie in dem Gedanken Einheit liegt, ist auch in den Personen, zum mindesten den beiden Hauptfiguren, dem nüchternen Schweizer Soldaten und der sentimentalisch aufgepuppten Bulgarenjungfrau, die Einheit der Charakteristik gewahrt. Sie haben Fleisch und Knochen, irdisches Schwergewicht. Der Dichter spielt mit ihnen, aber das Spiel, auch wo es schwankhaft wird, wie in dem Ausgang, verwickelt nicht die Konturen, sondern fällt nur den Umriß mit immer reicheren Farben aus. „Man kann nie wissen“ oder „Der verlorene Vater“, wie der deutsche Uebersetzer Siegfried Trebitsch das Stück benennt, hat weder im Gedanken noch in der Handlung und den Gestalten etwas von dieser Vagrenztheit Gliederung und Pointierung an sich; Personen und Begebenheiten erfüllen hier einzig den Zweck, ihrem Schöpfer Gelegenheit zu einem nach allen möglichen Richtungen hin sich zerstreuenden Geplänkel launig satirischer Einfälle Gelegenheit zu geben. Diese Komödie bindet sich an nichts, aber darum vermag sie, scheint mir, auch den Zuschauer nicht zu binden, keine lebendigere Anteilnahme, Illusion oder Spannung, wie man es immer nennen mag, zu erwecken. Die freischwebende Klauerei, selbst eines so beweglichen und originellen Kopfes, muß, wenn sie sich von jedem substantiellen Hintergrunde ablöst und dennoch in dramatischer, sinnlich-anjaulischer Zusammenfassung verlangender Form auftritt, am Ende ein gewisses Gefühl der Unbefriedigung des ungestillten Hungers hinterlassen. Die anfangs willige Empfänglichkeit stumpft sich im Laufe des Theaterabends ab.

Shaw wählt die Situation: Das Zusammentreffen eines Vaters mit seiner achtzehn Jahren lang von ihm getrennten Familie, eine Situation, aus der seine Dramen schreibenden Kollegen gewiß ein irdisches Nährstück mit dem Schlusseffekt einer bengalisch beleuchteten Versöhnungsszene gemacht haben würden, vor allem wohl, um mit den herkömmlichen Erwartungen nach Herzenslust seinen Spott zu treiben. Philipp und Dolly, das übermütige naieweise Zwillingsspaar der Frau Clandon betätigt bei der Begegnung mit dem alten Herrn etwa dieselbe drollig verbüllende Pietätlosigkeit, durch die der allerliebteste Schlingel Franz in Shaws „Frau Warrens Gewerbe“ seinen würdigen Erzeuger zur Verzweiflung bringt. Das Wiederkehren dieser Wendung, das offensichtliche Behagen, in dem der Dichter bei solchen Verhältnissen verweilt, ist für die Schwache Art der Ironie und seine radikale Steptis gegenüber allem, was irgendwie nach Sentimentalität aussehen könnte, sehr bezeichnend. Auch die ältere Schwester Gloria, eine Schriftstellerin, die in einem halb Duzend Bänden alle Zukunftsgeheimnisse des 20. Jahrhunderts enthüllt hat, und Madame Clandon selbst verspüren dem Alten gegenüber ganz und gar nichts von der berühmten „Stimme der Natur“. Sie sind allesamt „neue Menschen“, Vorgebilde des Typus, der nach Fräulein Glorias Wächern programmgemäß im zwanzigsten Jahr-

hundert aus Nuder zu kommen hat. Shaw persifliert hier ein gewisses Genre dogmatisch formulierter Frauenemanzipation, mit dem er, wie die außerordentlich interessante und fein individualisierte Gestalt der Bivie in seiner „Frau Warren“ zeigt, früher wohl stark sympathisierte, — aber die Persiflage ist nicht derart, daß sie den konsequent festgehaltenen durchgehenden Grundton des Stückes bildet und ihm so eine innere Einheit verleiht. Bei den streitlustigen Werbungen eines jeden jungen Zahnarztes um die spröde, auf prinzipielle Männerberachtung eingeschworene Gloria entläßt der Spott über die Narrheit, die mit abstrakten Theorien die Liebe als etwas Unvernünftiges bekämpfen will, sich in einer glänzenden Fülle schlagkräftig epigrammatischer Wendungen. Aber man wird nie die Empfindung los, daß es Shaw selber ist, der die Kunstvoll im Gesicht sich kreuzenden Ringen schwingt. An die Realität der Rechtenden kann man nicht glauben. Die stärkste Komik lag in den Szenen des ersten, die Schrecknisse zahnärztlicher Praxis höchst humoristisch mit verwendenden Aufzugs, schwach Klang der Schlusssatz trotz des lustigen Tanzfinale aus.

Die Schauspieler überranden die großen Schwierigkeiten, die die seltsam spielerische prunthafte Manier der Komödie der Aufführung entgegenstellt, überraschend gut. Besonders hervorzuheben seien: Abel in der Figur des lächelnden Zwillinges Philipp, Walden als Zahnarzt und unentwegter Werber, Licho als der cholertische ewig kurrrende Vater. Auch die weiblichen Rollen kamen glücklich zur Geltung. Die Stimmung des Publikums war animiert und beifallslustig bis zum Schlusse. dt.

Humoristisches.

— Aus dem „Simplicissimus“. In A. gehen der Herr Oberlandesgerichtsrat und der Herr Justizrat, zwei alte Jugendfreunde, nachts vom großen Stiftungsfest nach Hause. In der allgemeinen Festesfreude ziehen die beiden mit Gelang durch die Strahlen und fühlen sich auch durch dreimalige Weisung des Schutzmanns nicht veranlaßt, ihr Singen zu unterbrechen. Auf einmal aber schlägt beim Justizrat die juristische Ader. Er geht auf den Schutzmann zu und fragt ihn, warum er nach dreimaliger Verwarnung nicht energisch wegen der Ruhestörung eingeschritten sei, erhält aber von diesem die beruhigende Antwort: „Wenn so alte Hindviecher no net von e selber wisse, was sich g'hört, nö lass' i' f' halt a mache.“ —

Notizen.

— Aloys Prast hat die Leitung des Theaters des Westens niedergelegt. An seine Stelle tritt Arthur Below, ein Mitglied der Bühne. —

— „Maria“ heißt ein neuer Roman von Björnsterne Björnson. Er soll Anfang Oktober gleichzeitig in fünfzehn verschiedenen Sprachen erscheinen. —

— Ein Zeitungskrieg ist in Hannover ausgebrochen, der in dieser Form noch nicht dagewesen sein dürfte. Um die Konkurrenz zu schlagen, hat das erste der kriegerischen Blätter für seine Abonnenten 60 Saisonvorstellungen am Residenztheater gepachtet. Das zweite Blatt aber kam dem Feinde im Amerikanismus noch über; es bietet seinen geschätzten Lesern: 1. an jedem Montagabend Theatervorstellungen im Deutschen Theater zum halben Preise; 2. Dichter- und Liederdichterabende; 3. sechs erste Künstlerkonzerte. —

— Ein streifender Vorhang. Im Münchener Hoftheater mußte kürzlich eine Vorstellung ausfallen, weil es trotz dreiviertelstündiger Bemühungen nicht gelang, den eisernen Vorhang zu heben. —

— Gestorben ist in Frankfurt a. M. der Meisterfänger und Gesanglehrer Jul. Stockhausen, 80 Jahre alt. Er war der erste Sänger, der die Bedeutung des Wortes beim Gesänge erkannte und sie als gleichwertig mit der musikalischen Interpretation hinstellte. —

— Zur Vertilgung der Neblaus werden jetzt in einigen Weinbergen bei Mey Versuche mit Elektrizität angestellt. Der Erfinder des Verfahrens ist ein junger Frankfurter Chemiker namens Ries. Die durch eine Lokomotive erzeugte Elektrizität wird mittels Kupferdrähten an die Rebstöcke und an eingestekten eisernen Stäben in die Erde geleitet. Die mit Hochspannung in die Weinberge getriebene Elektrizität tötet nun alle in ihrem Bereich befindlichen Lebewesen, ohne dabei dem Weinstock zu schaden. —

— Wieder ein Goldland. In Manitoba, Kanada, im Tal des Peace-River wurden gewaltige Goldschätze entdeckt. Man fand über viele 1000 Acres hin eine dicke Schlammdecke ausgebreitet, unter der sich mächtige Schieferlagen befanden, die voll von kleinen Teilchen Goldes waren. Die ersten Untersuchungen ergaben einen Ertrag von 128 Mark pro Tonne im Durchschnitt, in keinem Falle unter 28 Mark. Das Gebiet des Peace-River ist der letzte Suchort des wilden Westens in Kanada und der noch am wenigsten erforschte Teil des ganzen Landes. —